

„Mement Mori“ – Bedenke, dass Du sterben wirst“ ...

wurde siegreichen Feldherren bei ihrem Einzug ins antike Rom ins Ohr geflüstert, damit sie angesichts des ihnen gewährten Triumphzuges nicht ihre Stellung vergäßen: die eines sterblichen Dieners der *res publika romanorum*. Du und Dein bist nichts, Rom ist ewig... Diese Maxime sollte also verhindern, dass allzu ehrgeizige Feldherren vom Jubel der Massen und des eigenen Erfolges berauscht, auf Gedanken politischer Selbstermächtigung kämen. Das hat, wie wir wissen, am Ende nicht mehr funktioniert: ab Mitte des ersten Jahrhunderts v. Chr. ging erst die *res publica romanorum* unter und wurde dann zur „Monarchie“ und ab Mitte des dritten Jahrhunderts n. Chr. wurden immer häufiger erfolgreiche Feldherren von ihren Legionen zu Kaisern ausgerufen oder setzten sich selbst die Kaiserkrone auf, was einer der Gründe war, der zum allmählichen Niedergang des (west-) Römischen Reiches führte.

In dieser römischen Maxime spiegelt sich aber auch die tiefgreifende Gräzisierung Roms wieder. Während Rom die griechische Welt ab 148 v. Chr. (Eroberung Makedoniens) schrittweise unterwarf, „eroberte“ die griechisch-hellenistische Kultur schrittweise die römische Kultur, was sich unter anderem im Philo-Hellenismus Kaiser Hadrians manifestierte und ihm den etwas spöttischen Beinamen *Graeculus* (Griechlein) eintrug.

In der griechischen Philosophie seit Plato (der u.a. im „Phaidros“ die „Seelenwanderungslehre“ ins „Abendland“ einführte), vor allem aber bei den Stoikern ist die „Sterblichkeit“ und „Vergänglichkeit“ aller Dinge- also auch des Vergehens des größten Ruhms - ein wiederkehrendes Motiv. Dies mag über Solon und andere Griechen, welche ab dem 7. Jh. v. Chr. Ägypten besuchten oder dort in Handelsniederlassungen lebten, in das griechische Denken eingesickert sein. Die Griechen waren von der uralten Weisheit Ägyptens und seinen gigantischen, über-menschlichen Bauten, tief beeindruckt, waren sich aber des schon seit Jahrhunderten dauernden langsamem Niedergangs der uralten Macht bewusst. Wenn selbst das scheinbar von den Göttern selbst begründete uralte Reich niederging, dann sicher auch alles andere...

In den *reflexiones* Kaiser Marcus Aurelius, eines großen Anhängers der Stoia, findet sich das Problem der „Vergänglichkeit“ konstruktiv umgedeutet: wenn nach dem Tod früher oder später aller menschlicher Ruhm verblasst und es für Tote keinen Unterschied mache, ob ihr Namen 100 oder 10.000 Jahre gepriesen würde, dann kann es nur eine „ewige“ Richtschnur des eigenen Handelns geben: zu tun, was notwendig ist.

„Was ich auch immer sein mag, es ist doch nur ein wenig Fleisch, ein schwacher Lebenshauch und leitende Vernunft [...]“

„All dein Tun und Denken sei so beschaffen, als solltest du möglicherweise im Augenblick aus diesem Leben scheiden [...]“

„Wie schnell doch alles verschwindet! In der Welt die Menschen selbst, in der Zeit ihr Andenken! [...]“

„Und wenn du dreitausend Jahre lebst, selbst dreißigtausend, so erinnere dich dennoch, dass keiner ein anderes Leben verliert als das, was er wirklich lebt, und kein anderes lebt als das, was er verliert. Das längste Leben kommt als mit dem kürzesten Leben auf eins hinaus. [...]“

[...] der Nachruhm ist Vergessenheit [...]“

[...] Alles vergeht und wird bald zum Märchen und sinkt rasch in völlige Vergessenheit
[...] Was wäre aber auch eigentlich ein ewiger Nachruhm? Ein völliges Nichts. Was ist es also, worauf wir unsere ganze Sorge lenken müssen? Nur das eine: eine gerechte Sinnesart, gemeinnütziges Handeln, beständige Wahrheit im Reden und eine Gemütsstimmung, alles, was uns zustößt, mit Ergebung hinzunehmen wie eine Notwendigkeit, eine bekannte Sache, die mit uns einerlei Quelle und Ursprung hat.“
(zitiert nach der Reclam-Ausgabe der Confessiones)

Welche Höhe des Geistes und eines fast schon kategorischen Imperativs – das Gemeinwohl als alleiniger Richtschnur des eigenen (Herrschafts-) Handels zu nehmen - sich hier manifestiert hat.

Auch in der Bibel, im Alten Testament, findet sich der Gedanke der Nichtigkeit oder des „leeren Scheins“ aller Dinge, im lateinischen *vanitas*:

„Es ist alles ganz eitel, sprach der Prediger, es ist alles ganz eitel. 3 Was hat der Mensch für Gewinn von all seiner Mühe, die er hat unter der Sonne? 4 Ein Geschlecht vergeht, das andere kommt; die Erde aber bleibt immer bestehen. 5 Die Sonne geht auf und geht unter und läuft an ihren Ort, dass sie dort wieder aufgehe. 6 Der Wind geht nach Süden und dreht sich nach Norden und wieder herum an den Ort, wo er anfing. 7 Alle Wasser laufen ins Meer, doch wird das Meer nicht voller; an den Ort, dahin sie fließen, fließen sie immer wieder.

„Alles Reden ist so voll Mühe, dass niemand damit zu Ende kommt. Das Auge sieht sich niemals satt, und das Ohr hört sich niemals satt. 9 Was geschehen ist, ebendas wird hernach sein. Was man getan hat, ebendas tut man hernach wieder, und es geschieht nichts Neues unter der Sonne. 10 Geschieht etwas, von dem man sagen könnte: »Sieh, das ist neu!« – Es ist längst zuvor auch geschehen in den Zeiten, die vor uns gewesen sind. 11 Man gedenkt derer nicht, die früher gewesen sind, und derer, die hernach kommen; man wird auch ihrer nicht gedenken bei denen, die noch später sein werden.“ (Der Prediger, Kapitel 1:1 ff.)

Der Prediger findet als Antwort auf das Problem der Vergänglichkeit des menschlichen Lebens eine erstaunlich diesseitige „Lösung“:

„Darum pries ich die Freude, dass der Mensch nichts Besseres hat unter der Sonne, als zu essen und zu trinken und fröhlich zu sein. Das bleibt ihm bei seinem Mühen sein Leben lang, das Gott ihm gibt unter der Sonne.“ (Prediger 8:15, Einheitsübersetzung)

„Denn die Lebenden wissen, dass sie sterben werden, die Toten aber wissen nichts; sie haben auch keinen Lohn mehr, denn ihr Andenken ist vergessen. Ihr Lieben und ihr Hassen und ihr Eifern ist längst dahin; für immer haben sie keinen Teil mehr an allem, was unter der Sonne geschieht.“ (Prediger 9:5 f., Lutherbibel)

Bei Epikur findet sich Anfang des 3. Jh. v. Chr. fast schon eine Synthese des alttestamentarischen „genieße das Leben“ und der stoischen *vanitas*:

„Gewöhne Dich an den Gedanken, daß der Tod uns nichts angeht. Denn alles Gute und Schlimme beruht auf der Wahrnehmung. Der Tod aber ist der Verlust der

Wahrnehmung. Darum macht die rechte Einsicht, dass der Tod uns nichts angeht, die Sterblichkeit des Lebens genußreich, indem sie uns nicht eine unbegrenzte Zeit dazugibt, sondern die Sehnsucht nach der Unsterblichkeit wegnimmt. Denn im Leben gibt es für den nichts Schreckliches, der in echter Weise begriffen hat, dass es im Nichte leben nichts Schreckliches gibt. Darum ist jener einfältig, der sagt, er fürchte den Tod nicht, weil er schmerzen wird, wenn er da ist, sondern weil er jetzt schmerzt, wenn man ihn erwartet. Denn was uns nicht belästigt, wenn es wirklich da ist, kann nur einen nichtigen Schmerz bereiten, wenn man es bloß erwartet. [...]

Wenn wir also sagen, dass Lust das Lebensziel sei, so meinen wir nicht die Lüste der Wüstlinge und das bloße Genießen [...] sondern wir verstehen darunter, dass weder Schmerz im Körper noch Beunruhigung der Seele zu empfinden. (Brief an Menoikos).

Am Gemeinwohl orientiertes Handeln und der maßvolle Genuss der von Gott / den Göttern gewährten irdischen Freuden, im Bewusstsein, dass diese genauso vergänglich sind wie alle Übel und dass, wie Epikur sinngemäß schrieb, echter Genuss nur möglich sei, wenn Niemand um einen herum leide – das war eine Art des Umganges mit der eigenen Sterblichkeit vor allem im Zeitalter der durch die *pax romana* gewährte jahrhundertelange Stabilität im Mittelmeerraum.

Wie geht man aber mit der *Sterblichkeit* um, wenn schon das Diesseits ein irdisches Jammertal ist, wenn ein gutes Leben nicht mehr möglich ist und selbst die Reichen und Mächtigen jederzeit vom Tod überrascht werden können?

In den „dunklen“ Jahrhunderten nach dem Niedergang des Frankenreiches, welches in die Trümmer des weströmischen Reiches eine gewissen Ordnung brachte, und den darauf folgenden Raubzügen der Wikinger im Norden entlang der Flüsse tief ins Landesinnere und der Araber im Süden entlang der Mittelmeerküsten (selbst Rom wurde 846 von „Sarazenen“ geplündert) vor allem aber im Zeitalter der „Großen Pest“ im 14. und 15. Jahrhundert, dominiert *vanitas* die Sicht auf die menschliche Existenz in weiten Teilen Europas.

Das Diesseits wird nun insgesamt als „nichtig“ angesehen und Heil findet sich nicht mehr im maßvoll genussvollen Leben und kluger Herrschaft zum Wohle Aller, sondern nur in der Gnade Gottes im Jenseits. Das Leben selbst ist nur ein notwendiges Übel, dass es auf dem Weg ins Jenseits zu durchleiden geht. Alles was den „Weg in den Himmel“ behindert oder gar die Seele auf den Weg Richtung Hölle schickte, gilt es zu bekämpfen. Das betrifft nicht nur Häretiker oder die „Sinnenfreuden“ sondern führt auch zu einer allgemeinen Abkehr von diesseitigen Problemlösungsstrategien: im noch weitgehend intakten oströmischen (byzantinischem) Reich geht die Beschäftigung mit den antiken Wissenschaften immer mehr zu Gunsten des Klosterlebens verloren und das vorhandene Wissen wird nur noch konserviert aber nicht mehr weiterentwickelt. So kommt der Impuls zur Wiederbelebung der antiken Größe dann nicht aus dem „zweiten Rom“ sondern aus Italien selbst, von wo sich die „Renaissance“ über Europa verbreitet und damit allmählich ein neuer Geist, der mittels Verständnis der Gesetzmäßigkeiten der Natur, des Staatswesens und der Wirtschaft den Weg zur Behebung vieler Probleme der menschlichen Existenz ebnet.

Das Grundproblem der Vergänglichkeit und Nichtigkeit allen menschlichen Erfolges werden dadurch nicht gelöst.

Bis heute sind daher „Vergänglichkeit – Sterblichkeit – vermeintliche Sinnlosigkeit des Lebens“ ein in allen Krisenzeiten ewig neues Thema, welches Künstler aller Epochen und Genres

anregten.

Im Barock (dem Zeitalter des 30.-Jährigen Krieges und des Friedens danach) finden „Totentänze“ und „Lamenti“ (Klagen / Jammern) Eingang in die Musik, insbesondere bei Händel aber auch noch später bei Mozart mit dem wundervollen Lacrimosa seines Requiems oder in Brahms kathartischen „Deutschen Requiem“, in welchem er den Schmerz über den Tod seiner Mutter verarbeitet und Trauer und Verlust zu Frieden und Transzendenz überwindet. Moderne „gothic“ oder „new wave“ Bands, wie Lacrimosa oder die heute Abend auftretenden „Cabaret Grey“ und „Ghosts over Dresden“ thematisieren Tod und Vergänglichkeit ebenfalls.

Auch in der Literatur sind Tod und Vergänglichkeit und damit verbundene Aspekte der „Unterwelt“, von Engeln, Dämonen und Magie seit der Antike ein immer wieder kehrendes Thema, welches insbesondere seit der Romantik und danach in der Literatur der „decadence“ und den „gothic novels“ popkulturellen Einfluss bis in die Gegenwart gewann. Selbst in moderneren Werken, wie Andrej Sapkowski „Hexer-Zyklus“ (in welchem auch der Zweite Weltkrieg verfremdet thematisiert wird) oder in den wehmütigen Erinnerungen an die vergangenen prachtvollen Reiche von Elben, Zwergen und Menschen in Tolkiens „Herr der Ringe“ und „Silmarillion“ schlägt sich die *vanitas* nieder: letztlich endet jede Heldenreise mit dem eigenen Tod und jedes noch so mächtige Reich zerfällt.

Peter Jordan, der in seinem Epos „Das Rad der Zeit“ auf interessante und äußerst spannende Weise u. a. Gedankengut aus Christentum und Taoismus, Mahnungen vor maßloser Machtgier und den Folgen technologischer Hybris, verblassende Erinnerungen an vergangenen Weltuntergang und Holocaust und drohendem neuem Weltuntergang verbindet, hat den Gedanken der Vergänglichkeit aller Dinge an jeden Anfang der Bände seiner Reihe (mit 14 dicken Bänden und über 12.000 Seiten das wohl umfangreichste vollendete literarische Werk) gestellt:

Das Rad der Zeit dreht sich, Zeitalter kommen und vergehen und lassen Erinnerungen zurück, die zu Legenden werden. Legenden verblassen zu Mythen, und sogar der Mythos ist lange vergessen, wenn das Zeitalter wiederkehrt, aus dem er geboren wurde. In einem Zeitalter, das von einigen das dritte Zeitalter genannt wurde, einem Zeitalter das noch kommen sollte, einem lange vergangenem Zeitalter, erhob sich ein Wind. Der Wind war nicht der Anfang. Es gibt bei der Drehung des Rades keinen Anfang und kein Ende. Aber es war ein Anfang.

(Peter Jordan, *Das Rad der Zeit, Beginn jedes Bandes der Reihe*)

Als der Hauptprotagonist des Epos, der im Schmiedefeuer permanenter äußerer und innerer Kämpfe zu einem fast schon göttlichem Übermenschen, einem fast schon kriegerischem *christus triumphator* geläutert wurde, die Wahrheit der *vanitas* und das Dilemma der „ewigen Wiederkunft“ erkennt, gerät er in eine Sinnkrise, welche ihn sich fast auf die Seite des „dunklen Königs“ schlagen lässt, welcher alles Seiende von ihrer leidvollen Existenz durch Auflösung ins Nichts erlösen will.

„Und was, wenn ich nicht will, dass das Muster fortgesetzt wird? Wir leben das gleiche Leben! Immer und immer wieder. Wie machen die gleichen Fehler. Königreiche tun die gleichen dummen Dinge. Herrscher enttäuschen ihr Volk immer wieder. Die Menschen fahren darin fort, einander zu verletzen und zu hassen und zu sterben und zu töten. [...] Was, wenn ich der Meinung bin, dass alles völlig sinnlos ist? Was, wenn ich nicht will, dass es sich weiterdreht? Wir leben unsere Leben, indem wir das Blut

anderer vergießen! Und diese geraten in Vergessenheit. Welchen Sinn hat es, wenn alles, was wir wissen, irgendwann dahinschwindet? Große Taten, große Tragödien, nichts davon hat auch nur die geringste Bedeutung! Sie werden zu Legenden, dann geraten diese Legenden in Vergessenheit, und dann fängt alles wieder von vorne an. [...] Was, wenn er Recht hat? Wenn es besser wäre, dass das alles hier endet? Wenn das Licht die ganze Zeit eine Lüge war und das alles hier nur eine Strafe ist? Wir werden wiedergeboren, werden alt und hinfällig und sterben, auf ewig in diesem Kreislauf gefangen. Wir werden in alle Ewigkeit gefoltert!"

(Peter Jordan, Das Rad der Zeit, Bd. 12, S. 863, Piper Ausgabe)

Jordan gibt auf diese scheinbar unlösbare Frage dann eine ebenso einfache wie geniale und zutiefst christliche Antwort, welche sich als leise Stimme in den Gedanken des verzweifelnden Helden meldet:

„Wir werden wiedergeboren, vielleicht... Vielleicht damit wir eine zweite Chance bekommen [...] Warum ziehen wir in die Schlacht? Weil wir in jedem neuen Leben auch wieder neu lieben. [...]“

(Ebd., S. 864)

Indem Jordan im „Rad der Zeit“ Elemente aus Taoismus, Christentum, Nihilismus und vielen anderen Quellen sinnvoll miteinander verwebt, schlägt er einen ideengeschichtlichen Bogen von der Antike bis zur Gegenwart, vom Orient zum Okzident und gibt auch auf das Problem der *vanitas* (und indirekt auch auf die theodizee-Frage) eine geradezu „antike“ Antwort: Das Leben ist nur wertvoll, weil es vergänglich ist.

Die Malerei ist ebenfalls durch die Jahrhunderte voll mit „memento mori“ und „vanitas“ Motiven: Albrecht Dürer, Holbein d. Jüngere, Diego Velasquez, Caravaggio, Munch, Cezanne und auch moderne wie Warhol, Dali, Ai Weiwei, um nur einige zu nennen.

Auch die heute eröffnete Ausstellung „Memento Mori – Brücke zwischen Zeit und Raum“ widmet sich diesem Themenkomplex anhand von Fotografien europäischer Friedhofsarchitektur von Hanna Krezlewska und Linoldrucken von Robert Koch.

Wie gehen wir in der Gegenwart mit der Vergänglichkeit aller Dinge um? Kehren wir wieder zur antiken „Sinnenfreunde“ und „Ausblenden“ der eigenen Sterblichkeit zurück? Suchen wir unser Heil im Glauben an ein „besseres Leben“ (treffender wäre wohl „Sein“) im Jenseits oder an Wiedergeburt oder, wie die Transhumanisten, in Überwindung des Todes durch „download“ des Bewusstseins in Maschinen, idealerweise in „unsterbliche“ Androiden-Körper?

Oder besinnen wir uns auf den schönen Satz von Albert Schweizer, dass wir alle „Leben inmitten von Leben, das Leben will“ oder von Cixin Liu (in der Trisolaris-Triologie), dass Leben in der Unendlichkeit des Kosmos etwas so Seltenes ist, dass JEDWEDES Leben geradezu „heilig“ sein und beschützt werden müsse? Finden wir den Brückenschlag zur Stoa, dass jedwedes Handeln dem Allgemeinwohl und dem Leben dienen sollte, um für alle ein maßvoll genussvolles Leben zu ermöglichen?

(Verschriftlichung der Einführungsworte zur Vernissage der Ausstellung „memento mori“ am 07.11.2025, Holger Knaak)

Über die Ausstellung

Das Projekt von Hanna Krezlewska (geborene Breslauerin, Wahl-Dresdnerin in der Neustadt) und Robert Koch (Dresdner) widmet sich der Ausstellung „Memento Mori: Brücke zwischen Zeit und Raum“, die rund um den Allerheiligenstag (Start: 7. November 2025) in Dresden Neustadt stattfindet.

Ziel des Projekts ist es, einen interkulturellen Dialog zwischen deutschen und polnischen Künstlern zu schaffen, der die Gemeinsamkeiten in der Wahrnehmung von Tod und Vergänglichkeit betont.

Im Mittelpunkt der Ausstellung stehen Fotografien und Linoldrucke, die sich auf europäische und weltweite Friedhöfe und das Thema Tod und Vergänglichkeit konzentrieren.

Die Fotografien von Hanna Krezlewska eröffnen einen unkonventionellen Blick auf das Vergehen der Dinge und thematisieren die Bedeutung der Friedhofsarchitektur als Ort des Erinnerns.

Die Künstlerin rückt den Friedhof als kulturelles Artefakt und als Raum für Trauer und Gedenken in den Mittelpunkt ihres Schaffens.

“Wer sich ein Bild machen will von der Kultur eines Volkes, der darf nicht achtlos vorübergehen an seinen Friedhöfen und Grabmälern.“ G. Franck, "Moderne Grabmäler" (1905)

Auch Hanna Krezlewska teilt diese Auffassung: Für sie erzählen Friedhöfe Geschichten über die Lebensweise, die Werte, den Glauben und die künstlerische Ausdruckskraft der Verstorbenen.

Durch die Auseinandersetzung mit diesen Orten lässt sich ein tieferes Verständnis für die Kultur eines Volkes gewinnen.

Auf ihren Weltreisen besucht sie regelmäßig Friedhöfe – in der Ausstellung begegnen Sie polnischen, deutschen, jüdischen, maltesischen und japanischen Grabstätten sowie historischen Erinnerungsorten. Der Fokus liegt dabei nicht nur auf klassischen Trauerfiguren, sondern auch auf der Vielfalt symbolischer Ausdrucksformen.

Eine besonders interessante Werkgruppe bildet ihre Serie von Fotografien verschiedener Beinhäuser. Dazu zählen unter anderem die Beinhauskapelle von Sedlec in Kutná Hora (Tschechien) sowie die Beinhauskapelle der Pfarrkirche St. Bartholomäus in Kudowa-Zdrój (Polen); an beiden Orten ist das Fotografieren heute untersagt. Die Serie zeigt eindrucksvoll die kulturhistorische Bedeutung dieser besonderen Räume, in denen Vergänglichkeit und Erinnerung auf einzigartige Weise sichtbar werden.

Gerade im November, rund um Allerheiligen, wird besonders deutlich, wie unterschiedlich sich Hinterbliebene mit Schmerz und Verlust auseinandersetzen – und welche Rolle Friedhöfe dabei als Orte des Gedenkens spielen.

Die Linoldrucke von Robert Koch sind tief in der Bildsprache der Antike und des Mittelalters verwurzelt.

Der Künstler schöpft seine Inspiration aus mythologischen Erzählungen, Todesmotiven und archetypischen Gestalten – Themen, die in beiden Epochen eine zentrale Rolle spielten. In seinen Arbeiten treffen klassische Mythen auf eine zeitgenössische Ausdrucksform: den Linolschnitt, dessen klare Kontraste und grafische Schärfe den Motiven eine besondere Intensität verleihen.

Kochs Werke wie „Totentanz I“, „Ker, Tochter der Nyx“, „Thanatos“ oder „Niobes jüngste Tochter und Apoll“ greifen zentrale Figuren und Symbole der griechischen Mythologie auf. Dabei geht es dem Künstler nicht um eine bloße Illustration überlieferter Geschichten, sondern um eine emotionale und spirituelle Auseinandersetzung mit existenziellen Themen wie Tod, Vergänglichkeit, Schuld und Erlösung.

Auch seine Arbeiten wie „Jupiter“, „Amathriel“ und „Animus“ erweitern diesen mythologischen Kosmos. Sie verbinden antike Gottheiten mit Engeln, inneren Seelenanteilen und universellen Kräften. Koch schafft auf diese Weise eine eigene Bildwelt, die zwischen Kulturen, Zeiten und Vorstellungen vom Diesseits und Jenseits vermittelt.

Die Linoldrucke bestechen nicht nur durch ihre präzise handwerkliche Ausführung, sondern auch durch die dichte Atmosphäre, die sie erzeugen – ein Wechselspiel von Licht und Schatten, von Leben und Tod.

Ergänzt wurde die Ausstellung durch Gedichte von Hanna Krezlewska zum Thema Vergänglichkeit, die in drei Sprachen – Polnisch, Deutsch und Englisch – präsentiert werden und so den Dialog über Sprachgrenzen hinweg öffnen. Erstmals hat die Künstlerin sogar ein Gedicht "Shaynem Dank" in Jiddisch verfasst.

Dame der Gerechtigkeit

„Sensenmann, la Santa Muerte [1],

la Señora de las Sombras [2],

la Señora de la Noche [3],

knochige, kraftvolle und gerechte Dame -

Du hast so viele Namen.

Während du die Welt

mit deiner schwarzen Pelerine bedeckst,

kommt die Ruhe.

Deine Sanduhr zählt die Sekunden

und deine silberne Sense

zerschneidet den Faden des menschlichen Lebens.

Du bist die Einzige, die nicht urteilt,

und du verurteilst alle gleich.

Vielen Dank für diese Gerechtigkeit!“

[1] Der Heilige Tod

[2] Die Dame des Schattens

[3] Die Dame der Nacht.

Mehr über die Künstler:

Hanna Krezlewska

<https://hannakrezlewska.wixsite.com/photography/about-me>

https://www.instagram.com/luna_hanna_art/

Robert Koch

<https://irrlaeufer.art/irrlaeufer/>

<https://www.instagram.com/stone.ore.artwork/>